

Verlag Bibliothek der Provinz

Andreas J. Obrecht

ANNEMARIE IMHOF

Meine Großmutter, die Baronin

Andreas J. Obrecht
ANNEMARIE IMHOF
Meine Großmutter, die Baronin
herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99028-637-1

© Verlag Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagfoto: Annemarie Imhof, 1926

TEIL I

Die Ahnengalerie

Kein Anfang. Sonntägliche Festmähler. Kreuzritter, Heerführer und ein wundersames Geschehen im Kampf gegen die Türken. Raschelnde Zeitungen. Beichtväter, Friedensstifter und früher Reichtum. Der Schuppenbaron. Weg frei nach Indien. Die Tochter des Fleischhauers. Marian, die verleugnete Geliebte. Elevationen aus dem Ballett der Wiener Staatsoper. Die verkaufte Braut. Neuer Wein in alten Schläuchen. Die Roten, die Blauen, die Unsrigen.

TEIL II

Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen

Das Scheitern des Künstlers, oder: Herr von Goethe mischt sich ein. Woodstock in Wien. Aufstieg, Fall und Rehabilitierung von Lord und Lady Hastings. Die Welt ist überall die Welt. Tausende Bücher. Mäzenatentum, florierende Geschäfte und ein Hase, der bedauerlicherweise den Stall verlässt. Knopf im Schwanz. Die Imhofs kommen nach Österreich und Gustav Wilhelm reformiert Ceylon. Wie Columbus in Ketten – und dann siegreich zurück. Hard Rock in der Beletage.

TEIL III

Die Insel am Ende der bekannten Welt

Es ist still – der Indische Ozean ist über alle Ufer getreten. Das mediale Chaos und die humanitäre Maschine. Bandu Rathnas Weg nach Hause. Tote zählen. April 1737. Von der Sklavin zur Herrscherin. Das legendäre Königreich Conde Uda: Gefangenschaft, Flucht und ein Bestseller. Rituelle Demütigung, Friedensschluss und die Reise des Generalgouverneurs vor die Füße des Königs. Dharma und balinesischer Suizid.

TEIL IV

Die Waffen nieder

Die Bücher der Unsrigen, die Familiengruft. Rauschende Feste, Bankiersfamilien und überall Kunst und Wissenschaft. Zwei reiche Jüdinnen werden zwei reiche Katholikinnen, Traumhochzeit und Dokumentenschwindel. Offiziere, Freunde des Kaisers und die Flucht der roten Bertha. Literarische Anfänge und der Hochmut der österreichischen Aristokratie. Jagd, Wein, Waffen; wieder ein Bestseller und offener Antisemitismus in Wien. Ménage à trois, rechtzeitiges Ende und Schießen beim Onkel hinter dem Haus. Charity – und Besuch aus dem Jenseits.



Annemarie Imhof, 1988



Der Familiensitz in Salmansdorf in den 1920er Jahren

Den Enkeln, Urenkeln und Ururenkeln
von Annemarie Imhof gewidmet

*Für meine Töchter Clara und Amba Sophie,
meine in Ägypten lebende Schwester Christa,
meine in Kanada lebende Schwester Angela,
meine in Holland lebende Schwester Gabriela und
meine Wiener Schwester Theresa.*

*Für meine Nichten Raffaella und Ricarda, deren Sohn Emil Josef,
für meinen Neffen Robert*

– sowie dessen Söhne Erik Alexander, Aaron Henrik und David Lorenz –,

*für meine kanadische Nichte Kathi
und ihre Töchter Lina Mona und Isa,*

für meine holländischen Neffen Alexander und Floris Christiaan

– sowie dessen Sohn Lucas Christiaan –,

sowie für meine Wiener Nichte Amelie

und deren Brüder Albert, Arnold, Arthur und Adrian.

Für meinen amerikanischen Cousin Peter und dessen Kinder

Sophia Leonora, Sebastian Alexander und Gabriel Tobias,

für meine amerikanischen Cousinen Katharina,

Elisabeth, Dorothy und Margaret – sowie für deren Kinder Alexander

Johannes, Benedict Daniel, Dylan Matthew,

Morgan Anne, Theodore William und Audrey Madeleine.

Und natürlich für all jene, die da noch kommen mögen ...



*Annemarie Imhof mit ihrem Gatten Dr. Paul Imhof und der Mutter des Autors
Helga Imhof im Jänner 1929*

TEIL I

Die Ahnengalerie

Kein Anfang

Die Sonntage waren vertraut und schön. Natürlich mussten wir zur Kirche gehen, aber wenigstens brauchte ich nicht unten beim katholischen Fußvolk zu sitzen, sondern stand in strahlendem, weißem Gewand direkt neben dem erhabenen Altar. Stand da, wo das Opferlamm auf die Schlachtbank geführt werden sollte – Sonntag für Sonntag –, war ganz nah dem großen Mysterium der Eucharistie, dem Wunder aller Wunder, das ich kniend mit einer schrillen Handglocke einläuten durfte. Ich fühlte mich als großer Magier, dem durchaus auch subversive Gedanken ins Hirn schossen. Vielleicht würde ich noch mächtiger werden, vielleicht ließe sich meine magische Wirkkraft potenzieren, wenn ich mich nur getraute, das Eintreten des Wunders – einmal wenigstens – zu verhindern! Wenn ich nämlich nicht läutete, würden sich Wein und Brot nicht in den Herrgott verwandeln können, und die religiösen Begierden des Fußvolkes blieben ganz und gar unbefriedigt. Das Wunder würde sich nicht ereignen, Brot und Wein blieben sie selbst und wahrscheinlich würden auch die Toten nicht mehr auferstehen.

Eine kleine Verweigerung mit großen, vielleicht unabsehbaren Folgen. Das Manna würde nicht den Weg in die aufgesperrten Mäuler der Gläubigen finden, ihren dürstenden und sündigen Seelen kein Labsal, keine Stärkung bescheren. Ein herrliches Gefühl der Macht. Jedes Mal – und das über Jahre hinweg – bevor ich zum Bimmeln ansetzte, überlegte ich mir, ob ich nicht diesmal den verwegenen Plan umsetzen sollte. Ganz und gar unheilig. Aber dann griff ich doch zu den Glocken, die neben dem Altar ja nur darauf warteten, von mir zum Erklingen gebracht zu werden. So läutete ich – wieder und wieder – die heiligste Handlung ein. Dass ich kein einziges Mal die Wiederkehr des Rituals verunmöglicht habe, war wahrscheinlich ein Fehler. Denn so blieben die Wunder immer sie selbst und es gab

keinen Bruch in der Kontinuität der Ereignisse, in dem Selbstverständnis einer katholischen Familie. Jedes Mal, wenn ich die Glocke ertönen ließ, war nicht nur dieses Sakrament, sondern auch die Ordnung der Welt neu eingesetzt. Und diese Ordnung hatte für mich – den Buben – ebenso viel mit meiner Großmutter, der Baronin, zu tun, wie mit den sonntäglichen Kirchgängen und meiner unzweifelhaft wichtigen mystischen Rolle dabei.

Meine Großmutter Annemarie wurde am 4. April 1904 als Tochter des jüdischen Bankiers Alfred Heinsheimer und seiner Gattin Hildegard in Wien geboren und heiratete im Juni 1925 meinen Großvater Paul Imhof. Dieser stand in der neunzehnten Generation nach der ersten urkundlichen Erwähnung unseres Stammvaters im Jahr 1246. Die »Stammtafel der Familie Imhof, beziehungsweise Imhof Ritter von Geisslinghof, zusammengestellt aufgrund von Lehensakten, Matrikeneinträgen und anderen urkundlichen Nachrichten durch Karl Friedrich von Frank zu Döstering auf dem Schloss Genstenegg« beginnt mit dem urkundlich nachweisbaren Ahnherren meiner Familie mütterlicherseits, der den klingenden Namen Eckardus de Curia, bzw. Eckardus Imen Hofe trug. Er war Lehensherr zu Rheinfeldern, Besitzer des Gutes Karsau und verheiratet mit Heilgge von Kienberg. Seine Nachkommen, unsere Vorfahren waren Jahrhunderte lang Lehensherren in Walen – Waldshut – und der angrenzenden Umgebung. Etwa eine Stunde entfernt von der im Süden Baden-Württembergs, nahe der Schweizer Grenze gelegenen Stadt Waldshut, befindet sich die kleine Ortschaft Geißlingen, wo ein zum Gutsbesitz der Imhof gehörendes Herrenhaus stand. Nach diesem Sitz nennt sich unser Familienzweig: Imhof von Geisslinghof.¹

Hartmann im Hof, genannt Salzmann, hatte dieses Gut und anderen Besitz in und um Waldshut im Jahr 1412 von den Habsburgern, namentlich von Herzog Friedrich IV. »mit den leeren Taschen« zugesprochen bekommen – zu einer Zeit also, als die glorreiche Geschichte des Hauses Habsburg keinesfalls gesichert war. Sein Sohn Hans im Hof war Schultheiß, Richter der niederen Gerichtsbarkeit, Urteilsvollstrecker, oberstes Steuerorgan und Befehlshaber der örtlichen Bürgerwehren. Er hat wesentlich dazu beigetragen, die in dieser Gegend

noch übrig gebliebenen Habsburger Stammländer während der Belagerung der Stadt im Jahre 1468 gegen die Schweizer Eidgenossenschaft zu verteidigen. Noch heute wird dieser Sieg in Waldshut alljährlich gefeiert. Mit dieser erfolgreichen Verteidigung baute die Stadt ihre politisch, strategisch und ökonomisch bedeutsame Position als wichtiger Stützpunkt der Habsburger Macht weiter aus.

Blickt man auf die Stammtafel, so fällt gleich ins Auge, dass die Imhofs zumeist kinderreiche Familien waren, wobei die jüngeren Söhne, die nicht die Güter übernahmen, oft die Karrieren von Offizieren und Ordensgeistlichen einschlugen oder hohe staatliche Ämter, oft auch in ausländischen Diensten, bekleideten. Doch schon vor der ersten urkundlich nachweisbaren Erwähnung der Imhofs gibt es eine Reihe von historischen Quellen, welche die abwechslungsreiche Geschichte der Familien belegen – oder zu belegen versuchen. Der – teilweise verschriftlichten – Überlieferung nach führt die Familie Imhof ihren Ursprung bis in die Zeit vor der Völkerwanderung zurück und zwar auf das albanische Geschlecht der Curatores, Curii oder Curatier. Laut dem »Gothaischen genealogischen Taschenhandbuch der freiherrlichen Häuser auf das Jahr 1860« geht aus alten Handschriften hervor, dass das in den Reichsfreiherrnstand erhobene Geschlecht von Imhof verschiedene Namen führte, je nach den Ländern, in denen die weit verzweigten Familien lebten. In Italien nannte sich die Familie »in Curia« oder »di Curia«, im südöstlichen Frankreich »Barones des Villa« oder »Comites de Hof«, im südwestlichen Deutschland »av Heuwe«, »de Heuwe«, »im Houe«, »von Houe«, »im Howe«, »in dem Hof«, »Im Hof«, »von Imhof« oder »von Imhoff«.

Sonntägliche Festmähler

Trotz der subversiven Gedanken des Ministranten am heiligen Altar war der Sonntag ein Fest, denn da versammelte sich die ganze Familie um den großen, runden Tisch im »Esszimmer« und ... wartete einmal. Kein sonntägliches Mittagessen ohne vorausgehendes Warten,

denn wie jeden Sonntag hatte sich meine Großmutter Annemarie, die Baronin, angekündigt, würde aber, wie jeden Sonntag, zumindest zwanzig Minuten zu spät kommen. Dieses Zuspätkommen brachte dann meine Eltern ebenso zur Raserei wie uns Kinder – meine vier Schwestern und mich – zum Lachen. Denn es entbehrte nicht einer gewissen Absurdität, dass wir – einer um den anderen – nach draußen auf die Straße geschickt wurden, um Ausschau zu halten, ob denn die Großmutter endlich um die Ecke biegen würde. Der rituelle Aspekt dieser perfekt inszenierten Auftritte war nicht zu übersehen. Immerhin hatte sich der gute Herrgott am Kreuz geopfert, damit meine Großmutter nicht in die Hölle fahren musste, auch wenn sie meine Eltern regelmäßig erzürnte. Der Braten, das Rindfleisch, die Knödel brannten an oder wurden kalt ... – allein von meiner Großmutter war nichts zu sehen. Aber dann: Was für ein grandioser Moment, ein mondäner, roter, englischer Rover bog quietschend in unsere kleine Gasse ein.

Trotz gesetzlich geregelten Rechtsverkehrs pflegte Großmutter stets inmitten der Straße zu fahren, oder besser ihre automobilen Schlangenlinien zu ziehen. Sie sah – weil sie ziemlich klein war – kaum zur Windschutzscheibe hinaus und drehte mit ihren zierlichen Händen das Lenkrad unentwegt von einer Seite auf die andere, sodass ihren Beifahrern ziemlich mulmig werden konnte. Ansprechen durfte man sie – hatte man Mut genug sich an ihren Ausfahrten zu beteiligen – grundsätzlich nicht. Tat man es doch, weil man sie etwa auf einen die Straße querenden Passanten aufmerksam machen wollte, dann zischelte sie mit spitzer Stimme: »Gscht, gscht ... sei doch endlich einmal still – ich muss mich konzentrieren!«

Am Sonntag gab es jede Menge Parkraum in unserer Gasse, weil viele der hier ansässigen Bewohner, die »besseren Leute«, wie meine Mutter gerne zu sagen pflegte, das Wochenende in ihren Häusern »am Land« verbrachten. Aber nur der größte Parkplatz war für den Rover meiner Großmutter groß und gut genug. Er musste so beschaffen sein, dass sie ohne »zu reversieren« in ihn einfahren konnte, und selbst dann bestand keine Garantie, dass sie nicht zu spät abbremste und die hintere Stoßstange des vorderen Wagens rammte. Dieses dumpfe, oder

blecherne Geräusch – je nach Aufprallgeschwindigkeit und dadurch verursachten Schaden – ist mir noch gut im Ohr: Großmutter war angekommen und wir Kinder rannten quietschend nach draußen, um die allfälligen Schäden zu begutachten. Es kam aber auch vor, dass meine Großmutter an guten Sonntagen einparkte, ohne die Automobile von Anrainern in Mitleidenschaft zu ziehen. Dann war nur die gewaltige Hupe des Rover zu hören. Drei-, vier-, fünfmal ließ meine Großmutter das Horn erklingen, bis wir um ihr Gefährt versammelt waren, um ihr zu helfen, die vielen schwarzen Taschen, prall gefüllt mit Zeitungen unterschiedlichster Provenienz ins Haus zu tragen.

Der Ärger meiner Eltern war rasch verflogen, nachdem sie meiner Großmutter die Stirn geküsst hatten, die die kleingewachsene, äußerst hagere Baronin immer als Begrüßungsritual zum Kuss darbot, als hätte die Hand nicht gereicht. Die verbrannten oder kalt gewordenen Gerichte wurden von meiner Mutter und meinen Schwestern aufgetragen, und mein Vater füllte unsere schönen gläsernen Krüge mit herrlich frischem, sprudelndem Bier. Das war für mich, den Ministranten, besonders wichtig, weil das sonntägliche Bier und der nachher kredenzte Wein zumindest so heilsam wie die Mysterien der Eucharistie waren – und für mich damals auch irgendwie in einer unerklärlichen Verbindung standen. Denn dem »letzten Abendmahl« folgte stets das »sonntägliche Trinken« mit meinem Vater. Seit meinem vierzehnten Lebensjahr trank ich sonntags stets Alkohol mit meinem Vater – ein für die heutige Verbotsgesellschaft geradezu strafrechtlich inkriminiertes Verhalten. Aber es hatte etwas Herrliches an sich, dass wir eben die beiden »Männer« waren und mir dieser Status durch das wöchentliche Trinkritual regelmäßig gaumenfreudig bestätigt wurde. Meine Mutter und meine Großmutter hatten zwar auch ein Weinglas vor sich stehen, doch nippten sie »bloß zum Anstoßen« daran.

Bis zu meines Vaters neunzigstem Lebensjahr wurde beim gemeinsamen Speisen immer herzhaft getrunken – und wenn es auch in meinem erwachsenen Dasein nicht mehr jede Woche war, so blieben die familiären Essen und gegenseitigen Besuche zumeist ein Fest. Meine Mutter, die in ihrem ganzen Leben nur »zum Anstoßen« Alkohol trank, pflegte stets lächelnd mit sonderbarer Ironie zu sagen: »Es ist

schrecklich, mit einem Säufer verheiratet zu sein.« Und wenn mein Vater nach Aperitif, Champagner, reichlich Bier dann noch die zweite Weinflasche entkorken wollte, rief sie oft erzürnt aus: »Lass ihn doch endlich, er ist mit dem Auto da!« Vater und Sohn schmeckte die zweite Flasche dann besonders gut. Und als ich endlich zu Hause angekommen war, musste ich mich vorerst einmal Schlafen legen, um abends noch irgendwie etwas arbeiten zu können. Gut, dass Jesus Christus Wasser in Wein verwandelt und uns die reinigende Heilkraft der Eucharistie ebenfalls in Form des zu seinem Blute gewandelten Rebensaftes hinterlassen hat. Um dieses wohltuende Mysterium wussten schon meine Vorfahren mütterlicherseits und sie waren nicht heikel, dieses edle Wissen zuweilen mit roher Gewalt gegenüber den von ihnen so titulierten Heiden durchzusetzen.

Kreuzritter, Heerführer und ein wundersames Geschehen im Kampf gegen die Türken

Schriftliche historische Quellen über die Ursprünge der weitverzweigten Familien finden sich ab dem Ende des 9. Jahrhunderts – Ritter Wiguleus von Imhoff wurde von Rom mit einer Gottesgabe zum Heiligen Grab zu Jerusalem gesandt. Sein Sohn Ritter Otto von Imhof brach von seinem Herrensitz auf, um dem Aufruf von Papst Urban II. zu folgen und in Konstantinopel den christlichen Heeren des Ersten Kreuzzuges (1096–1099) beizutreten, die nicht nur in einer siebenmonatigen Belagerung Antiochia einnahmen – und alle nicht-christlichen Bewohner umbrachten – sondern schließlich Jerusalem aus den Händen der Mauren »befreiten«. Schon damals war die Beziehung zwischen christlicher und muslimischer Welt nicht nur durch Missverständnis, sondern vor allem durch viel Gewalt geprägt. Otto, der große Tapferkeit bewiesen haben soll, kehrte entgegen der überwiegenden Mehrzahl der Kreuzritter in die Heimat zurück.

Der Überlieferung nach kamen die Vasallen de Hof neben anderen Edlen aus Italien und aus dem Land zwischen Rhein und Westfranken im Jahre 839 mit dem Kaiser Lothar I. nach Deutschland, namentlich

nach Alemannien und sollen dort von demselben mit »Land und Leuten« belohnt worden sein. So erhielt auch Hugo Gladius de Hof (etwa 1115–1175), Enkel von Wiguleus de Hof, die Stadt Kaufbeuern – heute Kaufbeuren, südlich von Augsburg – als kaiserliches Lehen. Sein Nachfolger Hieronymus von Im-Hof erwies dort einigen Kunstsinne, indem er im nahen, zu seinem Besitz gehörenden Lauingen die schöne Häuserreihe um das Rathaus und den großen Stadtturm erbauen ließ. In einem dieser prachtvollen Bauwerke, die »Hof-Markt«, »Hof-Haus« oder »Hof-Turm« hießen, wohnte im Spätmittelalter Albertus Magnus (1200–1280), der katholischer Bischof in Lauingen und ein bedeutender aristotelischer Gelehrter war.

Männliche Imhofs, sofern nicht im Dienste des Klerus, der Diplomatie und Staatsgeschäfte, oder des Handels, vergossen ihr Blut auf den unzähligen Schlachtfeldern Europas – und das Jahrhunderte lang. So etwa Wolfgang Seybold von Imhof (1476–1524), der als Hauptmann des deutsch-spanischen Heeres bei der versuchten Erstürmung Roms an der Seite des Herzogs Karl Franz von Bourbon fiel. Dieses Heer wurde von Georg von Frundsberg zur Unterstützung des im Dienste Kaiser Karl V. in Italien kämpfenden Herzogs aufgebracht. Auch Wolfgang Seybolds Bruder Christoph von Imhof (1477–1526) hatte bei Frundsberg als Hauptmann gedient, er wurde bei der Belagerung der Citadelle von Mailand durch eine Kanonenkugel getötet. Es galt eine Geisel zu befreien: Herzog Franz Sforza von Mailand wurde nämlich von Karl Franz von Bourbon in eben dieser Citadelle gefangen gehalten.

Johann Christoph von Imhof (1596–1619) kämpfte unter Wallenstein und fiel bei Budweis in Mähren. Leonhard von Imhof (1583–1631) war Heerführer und leitete in Diensten des Herzogs von Florenz, Cosimo I., einen Feldzug gegen Tripolis – den, wie es nicht nur damals hieß, Piraten- und Raubstaat. Christoph Gabriel von Imhof (1601–1629) trat in die kaiserlichen Kriegsdienste und fand – wie es damals, bis in die jüngste Vergangenheit und jetzt wieder heißt – den »Heldentod« in der Schlacht bei Alessandria im Mantuaschen Erbfolgekrieg. Michael von Imhoff (1656–1696) zog gegen die Türken und starb im Gefecht bei Großwardein. Eine selt-

same, ja wundersame Geschichte rankt sich um Andreas von Imhoff (1653–1715). Dieser kämpfte unter Herzog Karl V. von Lothringen und soll bei der Belagerung von Ofen durch eine von den Türken gesprengte Mine in die Luft geschleudert worden sein, wobei er »eine weite Strecke davon ganz unversehrt wieder auf den Boden kam, direkt neben dem erstaunten Herzog gerade und wohlgesund auf beiden Beinen stehend«.



Wappen der Familie Imhof von Geislinghof: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland ...“ Verbundenheit mit dem Hause Habsburg seit 1412

Raschelnde Zeitungen

Verglichen mit den Erfahrungen der kampferprobten Imhofs ging es bei den sonntäglichen Festmählern doch recht beschaulich zu. Meine Großmutter, die Baronin, hatte die Angewohnheit eigentlich fortwährend zu reden. Ihre Monologe waren von erstaunlicher Lebendig-

keit, hatte sie doch immer eine Menge zu berichten aus Politik und Wirtschaft und von gesellschaftlichen Ereignissen – eben von »Dings« und »Dangs«. Versuchte ihr Gegenüber höflich zu sein und zustimmende Bemerkungen einzustreuen, fuchtelte Großmutter genervt mit den knöchrigen Fingern ihrer rechten Hand in der Luft herum und zischelte: »Gschit ..., gschit ... – so lass mich doch endlich einmal ausreden!« Derart zur Räson gerufen, versank ihr Gegenüber dann wieder in ihrem Redeschwall, und begnügte sich mit zustimmendem Kopfnicken.

Wenn sie das Interesse am Monologisieren verloren hatte, schwieg sie. Aber auch ihr Schweigen war beredt. Mit einem theatralischen Griff in eine ihrer vielen schwarzen Taschen, die sie immer mit sich herumtrug und die sie »Zöcher« nannte, beförderte sie ganze Stapel von Zeitungen zutage und versank ostentativ in der Lektüre, wobei das energische Umblättern der raschelnden Seiten ihr wohl größte Genugtuung bescherte.

Meine Großmutter verstand sich aber auch in der Kunst, die Lektüre politischer Kommentare mit dem gleichzeitigen Abhalten von Monologen zu verbinden, also auch während des Zeitungslesens fortwährend zu reden. Es bedurfte einer großen Konzentration ihres Auditoriums jeweils von Neuem herauszufinden, worüber sie eigentlich gerade nachdachte und sprach: War das jetzt ein Kommentar zum Kommentar vom X oder eine kurze Geschichte über die unattraktive Begleitung der Y beim letzten Cocktailempfang? Bei den sonntäglichen Mittagessen exerzierte sie alle Varianten ihres Mitteilungsbedürfnisses: das Schweigen samt Zeitungspapierrascheln, den geradlinigen Monolog oder die zuweilen undurchschaubaren Metadiskurse samt Rascheln des Zeitungspapiers.

All das fand mit und ohne Anteilnahme der sie umgebenden Familienmitglieder statt. Ich glaube, Großmutter war es letztlich gleichgültig, ob sie gehört wurde oder nicht. Wichtig war, dass sie reden konnte. So schien sich jeder um sein Eigenes zu kümmern. Wir Kinder »hauten« bei diesem Essen erstmals »ordentlich rein«, mein bei diesen Festmahlen stets gut gelaunter Vater lobte die Güte des kalten und/oder verbrannten Essens, die Güte des Weines und erzählte oben-

drein Episoden aus seinem beruflichen Alltag. Und meine Mutter bemühte sich dann doch durch Zwischenfragen an meine Großmutter darum, irgendwie eine Verbindung zwischen ihr und dem Rest der Familie herzustellen. Das misslang meistens, denn kaum hatte meine Mutter ihr Wort an Großmutter gerichtet, zischelte diese: »Psch, jetzt lass mich doch endlich einmal ausreden!«

War die Nachspeise verzehrt, so durften wir Kinder den Tisch verlassen, nicht ohne vorher – jeder einzelne von uns – gefragt zu haben, ob wir den Tisch verlassen dürfen. Ich war der Einzige unter den Geschwistern, der regelmäßig länger sitzen blieb – denn so wurde mir von meinem Vater Wein nachgeschenkt, und das war Labsal für meine Ministrantenseele. Mit dem Rascheln der Zeitungspapierseiten im Ohr schlürfte ich bedächtig den köstlichen Rebensaft. Irgendwann später würde ich in den Park gehen, um mich dort herumzuprügeln oder Fußball zu spielen, was mich schnell den Alkohol aus meinem jugendlichen Körper herausschwitzen ließ.

Die Kategorisierung der Männerwelt nach Kriterien von Sympathie und Antipathie äußerte meine Großmutter mir gegenüber in einer einfachen, effektiven Formel: »Mit dem würde ich ins Bett gehen!« Aha – supertoller Typ; interessant, gebildet, eloquent, reich, was immer. Oder aber: »Mit dem würde ich niemals ins Bett gehen wollen!« Aha – ein Verlierer, Dummkopf, armer Schlucker, verunglückter Geschäftsmann oder erfolgloser Politiker. Sie sprach dieses Diktum jeweils mit so großem Selbstverständnis und so großer Sicherheit aus, dass ich kein einziges Mal an der Richtigkeit ihrer Bewertung Zweifel hegte.

Erst viel später kam ich drauf, dass sie von ihrer die Männerwelt strukturierenden Formel nur männlichen Wesen erzählte – mir, meinem Vater, ihren »Busenfreunden« und anderen wahrscheinlich auch. Meine Mutter war entsetzt, als sie davon hörte, und war nicht die einzige Tochter, die sich ob des Verhaltens ihrer eigenen Mutter schämte. Für mich und wahrscheinlich andere männliche Beobachter auch waren diese Aussprüche freilich eine skurrile, durchaus liebenswerte Marotte, die meine Großmutter, die Baronin, aus der Abgehobenheit aristokratischer Noblesse auf den Boden einer von Phantasien

und Sehnsüchten durchwirkten Realität brachte. Ich glaube, Großmutter hat sich auch gefreut, auf diese Weise schockieren zu können.

Von Reisen oder anderen Kulturen habe ich Großmutter niemals erzählen gehört. Zwar war sie damals zumindest mit der Hälfte des in Österreich akkreditierten diplomatischen Korps befreundet, jettete von einer Botschaftsparty zur nächsten und berichtete zuweilen von »wahnsinnig interessanten« Erlebnissen, die der Dings oder die Dangs im Ausland gehabt hätten. Ich glaube, sie hat in ihrem Leben nur eine einzige Reise in das entferntere Ausland unternommen – und zwar in die Vereinigten Staaten zur Hochzeit ihres Sohnes Eckard Paul. Sie hatte sich in ihrer Welt gut eingerichtet, die sie auch in vollen Zügen genoss. Und warum hätte sie aufbrechen sollen um woanders etwas zu finden, was sie ohnehin in ihrem Leben verwirklicht sah? Es konnten ja die Geschehnisse in fremden Ländern aus der Zeitung in Erfahrung gebracht werden. Und zudem reichte ein einziger Blick auf die Stiche und Gemälde der Ahnengalerie in ihrer Etage aus, um sich zu vergewissern, dass die stattlichen Männer der Familie in den letzten Jahrhunderten überall auf der Welt herumgekommen waren.

Beichtväter, Friedensstifter und früher Reichtum

Die wundersame Geschichte von Andreas von Imhoff, der von einer Mine versprengt worden und dennoch bei bester Gesundheit neben dem Herzog Karl V. gelandet war, ereignete sich unweit jenes Ortes, an dem sich rund zweihundert Jahre zuvor Georg von Imhoff (1480–1527) angesiedelt hatte. Bei Ofen war dieser Proviantmeister des Königs Ferdinand I. von Ungarn geworden, und natürlich blieb die fromme Interpretation nicht aus, dass der gütige Ahne Georg, längst im Paradies verweilend, seine schützende Hand über Andreas gehalten habe.

Bei Weitem nicht alle männlichen Imhoffs waren harsche Krieger – mit den weltlich und geistig Mächtigen verbunden blieben sie allemal. Hieronymus von Imhoff (1572–1643) beispielsweise trat in den

Jesuitenorden ein und wurde Beichtvater des Großherzogs Cosimo II. von Toscana. Lorenzo in Curia (1596–1662) war Kardinal in Rom. Hieronymus von Imhoff (1606–1668), nach seinem 1643 verstorbenen Onkel benannt, war Delegationsleiter einer Gesandtschaft, die der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Gottorp an den Schah von Persien schickte. Er konnte auch in späteren Jahren die Position eines Geheimen Hof- und Kabinettsrates im Dienste des damals regierenden Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel zu aller Zufriedenheit wahrnehmen.

In den heraldischen Chronologien gesellen sich zu den kämpfenden Imhofs die Frieden schließenden. Anton Albrecht von Imhof (1653–1715) beispielsweise war kursächsischer Kammerpräsident und verhandelte im Namen des Kurfürsten von Sachsen, August II., mit den Unterhändlern des schwedischen Königs Karl XII. – und schloss mit ihnen im September 1706 den Frieden von Alt-Ranstadt.

Auch Rudolf Christian von Imhof (1660–1717) war Diplomat und begleitete als kaiserlicher Bevollmächtigter die Königin Elisabeth Christiane – Gemahlin des Königs Karl III. von Spanien – von der Residenzhauptstadt Wien bis nach Barcelona, wo damals der Hof residierte. Der französische Gegenkönig Philipp V. von Spanien hatte Madrid erobert und dort Logis bezogen – in Opposition zu Karl III. Rudolf Christian leitete den Hofstaat in Barcelona bis zum Frieden von Utrecht, respektive von Rastatt und Baden (17. März 1714). Ein Jahr darauf wurde er als außerordentlicher Bevollmächtigter nach London und Versailles entsandt. Am 14. August 1715 war er der letzte nicht-französische Abgesandte, dem von dem schwerkranken König Ludwig XIV. – kurz vor dessen Ableben am 1. September – eine Audienz gewährt wurde.

Auch Gustav Wilhelm von Imhoff (1705–1750) hat einen bemerkenswerten Frieden geschlossen. Und zwar als Generalgouverneur der Holländisch-Ostindischen Kompanie mit dem König des sagenumwobenen Reiches Conde Uda, Sri Wijaya Raja – inmitten der Insel Ceylon im Indischen Ozean. Hatten vorerst die Portugiesen und später die Holländer versucht, das Königreich mit Waffengewalt zu erobern und waren sie daran kläglich gescheitert, so sicherte ein

riskanter Besuch des Gouverneurs Gustav Wilhelm von Imhoff bei dem König Sri Wijaya Raja jedenfalls den Frieden auf der tropischen Insel viele Jahre lang. Der Gouverneur, ein aufrechter Protestant, ließ als erster die Bibel – und zwar den alten und den neuen Bund – ins Singhalesische übersetzen, ließ an der West- und Südküste der Insel Millionen Kokospalmen pflanzen, deren Nachkommen noch heute die sonnenhungrigen Touristen erfreuen, und verlegte schließlich den Hauptsitz der Holländisch-Ostindischen Kompanie von Batavia auf der Insel Java an die Südspitze der Insel Ceylon – die während des 18. Jahrhunderts eine steigende strategische und auch ökonomische Bedeutung im Süden des indischen Subkontinents erlangt hatte. Der Ausbau der Festung Galle, den Gustav Wilhelm beherzt und ohne Kosten zu scheuen in Angriff nahm, zeugt noch heute von der imposanten Präsenz eines Mannes, der koloniale Expansion mit kultureller Mission zu verbinden verstand.

War Gustav Wilhelm von Imhoff der politisch bedeutendste Vertreter der heute noch existierenden Linien, so ranken sich um seinen Neffen, den Offizier, Maler und Indienreisenden Cristoph Carl Adam von Imhoff (1734–1788) wohl die abenteuerlichsten und wohl auch skurrilsten Geschichten. Die Karriere seines Onkels Gustav Wilhelm und seine eigene Hochnäsigkeit fußten wohl auch auf der immensen Reputation, auf die das Haus Imhoff zu dieser Zeit schon zurückblicken konnte. Die Mörlacher Imhoff, denen Cristoph Carl Adam entstammte, waren direkt verwandt mit dem Nürnberger Patriziergeschlecht, das auf die freie Reichsstadt Nürnberg wirtschaftspolitisch und kulturell einen wichtigen Einfluss nahm, und deren Genealogie sich auf Hans im Hof (1260–1341) zurückführen lässt.

Der Reichtum der Nürnberger Imhoff² kam aus dem Fernhandel – gemeinsam mit den Fuggern und den Welsern war das Haus Imhoff das erfolgreichste frühkapitalistische Handelsunternehmen auf deutschem Boden. Begonnen hatte alles in Lauingen, heute eine Stadt im schwäbischen Landkreis Dillingen an der Donau – von dort aus wurden die Märkte und Messen in Frankfurt, Köln, Straßburg, in der Oberpfalz und in Böhmen mit begehrten Waren beliefert. Erstmals urkundlich erwähnt wird die Nürnberger »Imhoffsche Handels-

gesellschaft« 1381 – zwischen Venedig, Nürnberg und Osteuropa, so das Dokument, verdichteten sich die Handelsbeziehungen. Zwischen 1441 und 1448 erwarben die Imhoff den Anteil der Handelskammer der Mendel im »Fondaco dei Tedeschi« in Venedig, womit die Imhoff'sche Handelsgesellschaft zu einer der größten Handelsfirmen Europas aufstieg. Das Sortiment war umfangreich, begehrt und exotisch, es speiste sich aus den mittlerweile zahlreichen Handelsbeziehungen der Gesellschaft, die bis an das Ende der damals bekannten Welt reichten: Seide und exotische Häute, Diamanten und Edelmetalle, eine große Palette auch bislang unbekannter Gewürze, Tücher, Stoffe und Leinwand, Weine aus aller Herren Länder, Leder und Waffen, aber auch Nürnberger Handwerksprodukte, die sich stetig steigender Beliebtheit erfreuten.

Zudem begann die Handelsgesellschaft ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Geldgeschäfte, in den schlesischen Goldbergbau und den sächsischen Silberbergbau zu investieren. Zu den alten Handelsniederlassungen in Venedig, Salzburg, Linz, Prag, Brünn und Olmütz kamen neue Filialen hinzu: Antwerpen und Amsterdam, Neapel, Aquila und Messina, Lyon, Saragossa und – natürlich Lissabon. Der Handel mit Safran hatte begonnen den Gewürzmarkt zu dominieren und überhaupt war Indien zu Beginn des 16. Jahrhunderts von einer unendlich entfernt gelegenen Peripherie in das Zentrum der Wahrnehmung, der Spekulation, der Geldgier Europas gerückt. Aber all das sollte nur der Anfang einer beispiellosen Inbesitznahme der bis dato kaum bekannten Welt vom nahen bis zum fernen Osten sein.

Der Schuppenbaron

Ein Baron, der über ein ansehnliches Vermögen verfügte, oder einer, der sich im vorgerückten Alter doch an Großmutter wohlhabendem Lebensstil erfreute, weil er sich ihn selbst nicht hätte leisten können? Ein Baron zwar, aber einer, der nicht auf einen 800 Jahre alten Stammbaum zurückblicken konnte! Also vielleicht eine Beamtenbaronie,

wie sie in der Zeit der langen Regentschaft von Kaiser Franz Josef I. massenhaft vergeben wurden? Oder womöglich doch ein echter Baron, dessen genealogischen Wurzeln angeblich tief im Osten des alten Kaiserreiches gelegen hatten ...? Wir wussten nicht viel über den »Onkel Gerd«, wie wir Kinder den Neuankömmling auf Wunsch unserer Großmutter Annemarie nennen mussten. Und wir würden auch nie mehr über ihn erfahren, denn das, was diesen kleinen Herrn mit Halbglatze in stets dunklen Anzügen auszeichnete, war die Lösung des Rätsels, warum ihn meine Großmutter zum Gefährten erwählt hatte: Er schwieg – und das mit erstaunlicher Konsequenz.

Ab und an kam Onkel Gerd ein hervorgepresstes »Bitteschön« oder »Dankeschön« über die Lippen oder ein völlig teilnahmslos klingendes »Geht's euch eh gut?«, aber in der Regel saß er stumm neben meiner fortwährend redenden Großmutter und blickte entückt in die Weite. Meine Großmutter übernahm seinen Part der Konversation: Gerd sei in diesem oder jenen Kaffeehaus gewesen, habe mit X und Y tarockiert und hatte die Dangs, die er vom Dings in Baden kenne, mit einem auffallend jungen Begleiter in einem Konzert im Musikverein gesehen. Er nickte stumm und bejahend und sogleich löste sich aus seinem schütterten, um die Glatze gelegten, weißen Haarkranz eine Fontäne von Schuppen, die sich auf den Schultern und der oberen Rückenpartie seines dunklen Anzugs verteilten. Uns Kindern war das immer ein großes Rätsel: Wie konnte jemand, der so wenig Haare hatte, so viele Schuppen produzieren? Dieser mysteriöse Umstand führte vom ersten Tag seines Eintretens in unser Familienleben zur wenig schmeichelhaften Bezeichnung: »Schuppenbaron!«

Da der Schuppenbaron kaum jemals mit uns redete, blieb er für uns ein eigentümlich undefinierbares »Dingsda« – stumm an der Seite unserer fortwährend plaudernden Großmutter. Begann nach den festlichen Mahlzeiten das großmütterliche Zeitungspapierrascheln, sackte Onkel Gerd schnell in sich zusammen und fiel in erholsamen Tiefschlaf. Ich habe ihn niemals selbst Zeitung lesen sehen. Großmutter hat auch das für ihn erledigt.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien